



Das deutsche Schulsystem schleppt seit Jahren viele Probleme mit sich herum. Das sächsische Kultusministerium findet kaum Lösungsansätze. Lehramtsstudenten, Lehrer und Schulleiter sind oft verunsichert.

#### BILDUNGSPOLITIK

## Mangelware Schule

Warum sächsische Lehrerzimmer folgerichtig überaltert sind und bestimmte Fächer fehlen.

Von Marko Hofmann

Es ist eine selbsterfüllende Prophezeiung oder schon die weise Voraussicht? „Ich werde sicher sowieso keinen Platz in Leipzig bekommen“, kommentiert die Lehramts-Praktikantin in einer Leipziger Schule ihre Aussichten auf einen Verbleib in Leipzig. Mit GRW und Englisch sind ihre Chancen in der Tat nicht so hoch, einen Referendariatsplatz in Leipzig zu bekommen wie mit Mangelfächern wie Informatik, Mathe, Physik, Chemie oder Biologie. Wobei: Am Reclam-Gymnasium in Leipzig sind diesen Sommer gleich vier Englisch-Kollegen eingestellt worden. So viele, dass man sich schon fragen muss, wie bis dato der Englischunterricht abgesichert worden ist.

Detaillierte statistische Zahlen über die Einstellungsverfahren in diesem Jahr kann das Landesamt für Schule und Bildung allerdings nicht liefern und damit auch keine fundierte Analyse des Ist-Standes. Bei mehreren Nachfragen verweist es zuständigkeitshalber an das Sächsische Wissenschaftsministerium. Unbekannt ist, wie viele Lehrer dieses Jahr für welche Fächer eingestellt wurden, wie viele Referendare schulfremd in Lohn und Brot gekommen sind, wie viele Referendare zwischen 2007 und 2017 nicht eingestellt wurden und den Freistaat verließen und wie viele Lehrer derzeit schulfremd unterrichten. All dies weiß das Landesamt für Schule und Bildung (kurz LaSub) nicht. Hier hilft nur der subjektive Blick auf die Dinge. Gleichzeitig ist man im Wissenschaftsministerium nicht im Bilde, wie viele Studenten in den einzelnen Jahrgängen der 90er und der 2000er Jahre ein Lehramtsstudium aufgenommen haben. Diese Daten werden nicht erfasst.

Bekannt ist: Seit man die Kapazitäten der Universitäten für das Lehramtsstudium 2012 erhöht hat, gibt es auch mehr Absolventen. 2014 waren es 814, mittlerweile sind es 1.295 sachsenweit, die ein Lehramtsstudium

beenden. „Die Absolventen stehen dem Arbeitsmarkt allerdings noch nicht zur Verfügung“, erklärt der Pressesprecher des Ministeriums, Andreas Friedrich. Denn die Uni-Absolventen haben nur das 1. Staatsexamen oder einen vergleichbaren Uni-Abschluss in der Tasche, damit kommen sie nicht in den Dienst – zumindest nicht in den Staatsdienst. Manche nichtstaatliche, also freie Schule in Leipzig, hat in der Vergangenheit in der großen Not schon auf diese sogenannten Lehrer nach dem 1. Staatsexamen zurückgegriffen, an einer freien Schule im Leipziger Süden gaben sie auch schon den Klassenlehrer.

Um in den Dienst zu kommen, müssen die Absolventen noch den zweiten Ausbildungsabschnitt, das sogenannte Referendariat absolvieren. Erst dann kommen sie auf den Arbeitsmarkt in Sachsen – oder eben auch nicht. „Sie können frei entscheiden, wo sie ihren Beruf beginnen“, so Friedrich. Sachsen als Land an sich könnte also für manchen unattraktiv sein, denn: Nicht alle Vollzeitstellen in Leipzig konnten besetzt werden, die LZ berichtete. 425 Stellen sollten besetzt werden, 343 sind es geworden. Vor allem in der Oberschule ist der Mangel spürbar: 111 sollten es sein, 66 wurden es.

Und warum? Weil die Studienzahlen für die Mittelschule (bzw. seit 2013 Oberschule) viel zu gering sind.

Mittelschul-Lehramt ist nicht attraktiv genug, was auch an den Studienbedingungen liegt. An der Universität Leipzig unterschieden sich die Schularten Gymnasium und Mittelschule jahrelang nur in einem einzigen Leistungschein. Soll heißen: Um das Staatsexamen für das Lehramt Gymnasium abzulegen, musste man nur eine Klausur oder eine Hausarbeit mehr schreiben als für die Mittelschule. Das taten entsprechend viele, Mittelschul-Lehrämter suchte man in Hörsälen mit der Lupe, genauso wie angehende Latein-, Spanisch- oder MINT-Lehrer. Und warum? Weil die Studiengänge als viel zu knifflig eingeschätzt worden sind. Alle Lehramtsstudenten für romanische Sprachen, für Geschichte und für

Religion mussten das Lateinum aus Schultagen vorweisen oder eben an der Universität nachholen. Schon daran scheiterten Bewerber. Latein mag gerade für Mittelalter-Forscher ein wichtiger Bestandteil der eigenen Ausbildung sein, im Unterrichtsaltag würde man sicher auch ohne Latein auskommen. Die Barriere existiert dennoch.

Außerdem absolvieren alle Lehramtsstudenten ein Studium, dessen Niveau nicht an den späteren Beruf angepasst ist. Das heißt: Absolventen sind letztlich Magister ihres Studienfachs, entsprechend ungeschönt sind die Anforderungen. Geisteswissenschaftliche Fächer wie Geschichte oder Politik lassen sich dabei besser studieren als Mathe, Physik oder Chemie, in denen gilt: Wer es nicht versteht, hat Pech. Natürlich ist das nur ein Erklärungsversuch für den Mangel in diesen

Ob die Verbeamtungsstrategie des Freistaats nun der Weisheit letzter Schluss ist? Eher nicht. Sachsen hat nur nachgezogen, andere Bundesländer sind in Vorleistung gegangen. Baden Württemberg, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz oder Hessen warben fertige sächsische Lehrer schon ab als man in Sachsen einen Schaden haben musste, ein Lehramtsstudium zu beginnen, so düster waren die Prognosen. Erst um das Jahr 2010 änderte es sich, seit 2012 wird den Referendariatsjahrgängen erzählt, dass sie diejenigen seien, die den Generationswechsel brächten.

Fakt ist: Er findet erst jetzt so langsam statt. Seit wann man wie viele Referendare weggeschickt hat, weiß das Kultusministerium nicht oder will es nicht verraten. Eine entsprechende Anfrage der LEIPZIGER ZEITUNG ist ins Leere gegangen. Aber dass das sächsische Lehrerzimmer im Schnitt 54 Jahre alt ist, hat auch damit zu tun. Während andere Bundesländer langfristig umgebaut haben, muss es Sachsen nun adhoc tun. Die Untaten des Professors Unland, der sich gegen den allzu zahmen Kultusminister Wöller Anfang des Jahrzehnts immer wieder durchsetzen konnte, verhinderten das im Freistaat.

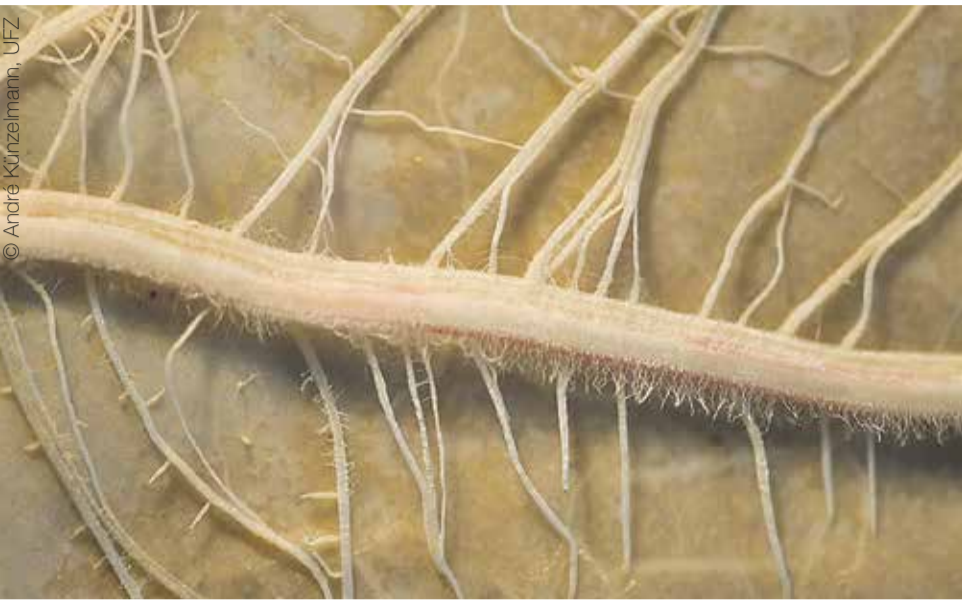
Die Verbeamtungsstrategie spült nun frisches Blut in die Lehrerzimmer, in mancherorts verkrustete Strukturen. An Orten, an denen Kollegen die Englisch-Wörterbücher in ihrem Raum haben und auch für die engagierten jungen Kollegen nicht rausgeben, wo Dialoge zwischen den Generationen schwerfallen, erst recht, wo die Neuen nun eine bessere Zukunft erwartet als die Vergangenheit der Alten war.

Aber ob es tatsächlich so kommt? Die Sache mit der Verbeamtung ist erst mal auf fünf Jahre angelegt und soll zwischendurch evaluiert werden. Bis dahin gibt es Beamte auf Probe – und vielleicht ja am Ende gar keine? In Sachsen ist alles möglich.



Vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern fehlen Lehrer.

## Schwerpunktprogramm zur Rhizosphärenforschung



Rhizosphäre – der unmittelbar durch eine lebende Wurzel beeinflusste Raum im Boden.

Man kann es eigentlich so formulieren: Leipzig täte gut daran, die alten Waldbewirtschaftungspläne im Auenwald zu stoppen. Jetzt. Was man so ein Moratorium nennt. Denn mit Moratorien gewinnt man Zeit, ein Thema zu durchdenken und vor allem Fachkompetenz hinzuziehen. Das hat Leipzigs Abteilung Stadforsten jetzt zwar getan. Aber gerade Leipziger Forschungsergebnisse zeigen, wie rudimentär die üblichen Erkenntnisse über Bodenbiotope sind. Die eigentliche Bodenforschung hat gerade erst begonnen.

So wie am Umweltforschungszentrum, das jetzt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) ein besonderes Bodenforschungsprojekt mit sechs Millionen Euro gefördert bekommt: ein neues Schwerpunktprogramm zur Rhizosphärenforschung. Die Rhizosphäre ist der unmittelbar durch eine lebende Wurzel beeinflusste Raum im Boden. Sie ist Lebensraum für zahlreiche Organismen, darunter Pilze, Bakterien und Fadenwürmer. Pflanzenwurzeln geben verschiedene organische Verbindungen in

das Erdreich ab. Diese Stoffe verändern pH-Werte, mobilisieren Nährstoffe und dienen der Bildung einer speziellen Mikroorganismengesellschaft aus Bakterien und Pilzen.

Zentrales Anliegen des Schwerpunktprogramms ist die Betrachtung des Gesamtsystems von Wurzel und Boden. Insbesondere sollen die Wechselwirkungen zwischen Wurzeln, Mikroorganismen und Böden erforscht werden und wie sich daraus charakteristische Muster in der räumlich-zeitlichen Entwicklung von physikalischen, biologischen und chemischen Eigenschaften ergeben. Diese Muster bedingen zahlreiche Prozesse im Wurzel-Boden-System, etwa die Aufnahme von Wasser- und Nährstoffen, die Speicherung von Kohlenstoff und die Gesundheit von Pflanzen. Diese Muster sind jedoch bislang vielfach ungeklärt.

Um diese Lücken zu schließen, starten unter dem Schirm des Schwerpunktprogramms insgesamt 25 Forschungsprojekte in verschiedenen Disziplinen – von der Mikrobiologie und Pflanzengenetik über Bodenchemie und Bodenphysik bis hin zur

Modellierung. 18 deutsche Forschungseinrichtungen sind am Konsortium beteiligt.

Das UFZ selber bringt sich neben der Koordination des Gesamtprojektes mit seiner Expertise in der Bodensystemforschung, der Bodenökologie, der Analytik sowie mit ProVIS (Zentrum zur Visualisierung biochemischer Prozesse auf zellulärer Ebene) und der Feldversuchsstation Bad Lauchstädt in mehrere Teilprojekte ein. „Auch wenn Rhizosphären-Prozesse auf sehr kleinen Skalen stattfinden, sind ihre Effekte für gleich zwei große globale Themen von essenzieller Bedeutung“, erläutert Prof. Doris Vetterlein, Agrarbiologin am UFZ und Koordinatorin des Programms. „In der Rhizosphäre findet nicht nur die Ressourcenaneignung der Pflanze statt, sondern auch der Kohlenstoffeintrag in den Boden. Damit ist unser Forschungsanliegen nicht nur für Fragen der Nahrungsmittelversorgung, sondern auch für die Bindung von Treibhausgasen hochrelevant.“

Damit die Ergebnisse der Teilprojekte vergleichbar sind, nutzen die Forschenden standardisierte Versuchspflanzen- und bodentypen. Bei den Versuchspflanzen handelt es sich um zwei Maisgenotypen. Mais eignet sich aus zwei Gründen: Zum einen ist das Genom der Maispflanze vollständig sequenziert. Zum anderen existiert eine aus der Natur isolierte Mutante, die zwar Wurzelhaare ausbildet, diese aber nicht verlängert. Im Unterschied zum Wildtyp, der die Wurzelhaare normal ausbildet, lässt sich der Einfluss der räumlichen Parameter besonders gut untersuchen. Als Bodenarten kommen ein sandiger Boden sowie ein tonhaltiger Boden zum Einsatz. In der UFZ-Feldversuchsstation in Bad Lauchstädt wird ein Versuchsfeld installiert, das alle Partner gemeinsam nutzen. Auf dem speziell präparierten Feld mit einer Fläche von 4.000 Quadratmetern wachsen die Versuchspflanzen in den beiden Bodentypen, abgeschirmt durch eine Wurzelsperre von anderen Gewächsen. (red)

## Entwicklungskonzept für Leipzig/Halle



Leipzig und das Umland müssen gemeinsam weiterentwickelt und geplant werden.

Man darf schon verblüfft sein, wenn jetzt unter Federführung des Leibniz-Instituts für Länderkunde in den kommenden fünf Jahren ein integriertes Wohnflächenkonzept für das Umland von Leipzig und Halle geschaffen werden soll. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert das Verbundvorhaben „Interko2 – Integriertes Wohnflächenkonzept in großstädtischen Wachstumsräumen“ im Rahmen der Fördermaßnahme „Stadt-Land-Plus“ mit 1,3 Millionen Euro.

Es verfolgt das Ziel, in einem kooperativen Beteiligungs- und Kommunikationsprozess die Interessen der Umlandgemeinden mit den Entwicklungserfordernissen wachsender Großstädte in Einklang zu bringen. Denn augenscheinlich funktioniert das bislang noch nicht so richtig.

Unter der Regie des Leibniz-Instituts für Länderkunde (IfL) soll nun zunächst in der Region Leipzig/Halle ein leistungsfähiges Monitoring-System aufgebaut werden. Daten zu Entwicklungstrends auf Ortsteilebene, etwa zu Zu- und Wegzügen, sollen als Planungsgrundlage zukünftig regelmäßig erfasst werden und in visualisierter Form den Landkreisen und Kommunen zur Verfügung stehen.

Zum Teil haben die Kommunen diese Daten ja. Aber an der gemeinsamen Abstimmung fehlt es. Hier ist die große Stadt Leipzig, die beim Bauen von Wohnungen, Kitas und Schulen nicht hinterherkommt, da sind die Kommunen drumherum, die in der Vergangenheit massiv an Einwohnern verloren haben, leere Wohnungsbestände haben und Schulen schließen mussten. Wenn sich aber alles immer nur aufs Zentrum konzentriert, entstehen Ungleichgewichte, die auf beiden Seiten zu Verwerfungen führen.

Aussagekräftige Indikatoren sollen künftig dabei helfen, kleinräumige Entwicklungserfordernisse aufzuzeigen. Weiter gelte es, Instrumente der formellen Planung wie das Zentrale-Orte-Konzept im Hinblick auf ihr Potenzial zur Unterstützung der nachhaltigen Entwicklung im Stadt-Umlandbereich zu untersuchen und auf ihre Anwendbarkeit zu prüfen, so das IfL. Ziel des Projekts sei die Erarbeitung wesentlicher Grundlagen für ein tragfähiges Wohnflächenkonzept des großstädtischen Wachstumsraums Leipzig/Halle.

Eigentlich ist ja alles da, was man dazu braucht, müsste aber wohl noch deutlich ausgebaut werden. Stichwort: Mobilität. Deshalb ist mit dem Thema Wohnen die Diskussion integrierter Mobilitätslösungen als wichtige Grundlage einer nachhaltigen Regionalentwicklung eng verzahnt. In einem zweiten Schritt sollen die Ergebnisse auf die Region Jena und den Saale-Holzland-Kreis übertragen werden.

Das IfL setzt das Verbundvorhaben gemeinsam mit dem Landkreis Leipzig, der Stadt Leipzig sowie dem Lehrstuhl für Wirtschaftsgeographie der Friedrich-Schiller-Universität Jena um. Als assoziierte Partner beteiligen sich die Stadt Halle (Saale), der Landkreis Nordsachsen und der Saalekreis sowie die Metropolregion Mitteldeutschland, der Mitteldeutsche Verkehrsverbund, der Regionale Planungsverband Leipzig-Westachsen und der Verband Sächsischer Wohnungsgenossenschaften. (red)

BERTOLTS BRUCH UND FRIEDRICHS FIASKO

## Eine leicht pädagogische Kolumne

28. Folge: Kollektive Egoisten – egoistische Kollektive.

Von Jens-Uwe Jopp

Die Kämpfe werden härter. Der Herbst bricht an, Auseinandersetzungen brechen los. Fragen nach der praktischen Umsetzung unseres Grundgesetzes, nach Menschenrechten für alle werden schärfer gestellt. Parallelwelten und -wahrnehmungen missachten den respektvollen Umgang, die einen, weil sie Maximalforderungen an ein kriselndes System stellen, die anderen, weil sie auf Schwächere Feindbilder projizieren. Deutungshoheiten begehen sich, echauffieren sich, beleidigen sich. Senken die Hemmschwelle zur physischen Gewalt immer weiter nach unten, die Zahl der Besonnenen und konstruktiv Streitenden scheint immer kleiner zu werden.

Chemnitz zeigt dies in erschreckender Weise. Die Politik wiegelt ab, spielt defensiv das Unschuldslamm oder kopiert schlimmstenfalls moderat die Positionen der Hardliner vom rechten Rand, anstatt Konsequenzen zu ziehen und Folgen vorherzusehen, was die staatliche Legitimation nationalistischen Gedankenguts betreffen würde. In Nuancen sicherlich, aber die Gefahr besteht, dass demokratischer Konsens und das humane Grundverständnis einer überlebenswilligen und -fähigen Gesellschaft auseinanderzubrechen drohen. Woher kommt das?

Nein, kein „Ost-Bashing“ an der Stelle. Regionalpolitische Erklärungen und Betrachtungen der teils misslungen Ost-Integration nach der Wiedervereinigung greifen wohlweislich zu kurz. Auch im Westen der 70er Jahre hatte man die aufklärerischen Impulse zur vollständigen Entnazifizierung nur demokratisch halberzig

„gewagt“, trotz der pathetischen Ankündigung Willy Brandts in seiner Regierungserklärung vom September '69. Der „Rechtsruck“ warf bereits im Thatcherismus der 80er Jahre seine neoliberalen Schatten voraus und feierte seinen ersten großen Sieg nach dem Zusammenbruch des Ostens und seiner Führungsmacht, der Sowjetunion, Anfang der 90er Jahre.

Die Einheitseuphorie währte nur kurz, aus „One world – one future“ wurde eine unüberschaubar multipolare Welt, die Kriege um die verbleibenden Wohlstandrohstoffe wurden – mit „Fake News“ begründet – nicht nur im Irak, sondern in vielen Teilen des Erdballs mit raffinierter und brutaler Härte geführt. Aufgeklärtes, mahndes, linkes Denken war nicht nur nicht „en vogue“, es geriet in den westlichen Mehrheitsgesellschaften überhaupt und immer mehr in die Krise eines Alternativmodells. Der Staatsozialismus hatte vor der Geschichte versagt und musste sich im Bewerberkreis wieder ganz hinten anstellen. Basta.

Stattdessen fielen mir bei den ersten Schneeflocken im Dezember 1989 auf dem damaligen Karl-Marx-Platz (heute Augustusplatz) die Werbestände und Deutschlandfahnen der „Republikaner“ ins Auge. Standen in Konkurrenz mit denen des Erotikversands von Beate Uhse. Für zunehmende Fragen nach sozialer Gerechtigkeit, welche die Transformation in die „Leistungsgesellschaft“ zwangsläufig mit sich brachte, wurde tiefer oder gleich zurück in die Geschichte geschaut, es wurden längst verworfene Ideologeme aus der menschenfeindlichen Mottenkiste geholt. Sie nannten sich Nationalismus, Chauvinismus und Sozialdarwinismus.

Wie als hätte es zwei schlimme Weltkriege, den Völkermord, grauenhafte Entartung eines humanistischen Menschheitsimperativs gar nicht gegeben. Kant war tot, Goethe auch und Schiller ging es wie immer schlecht. Als wäre in die Geschichte ein Paradoxon eingezogen, konnte man denken, dass sich kollektive Egoisten am Karl-Marx-Denkmal in Chemnitz versammelten und versammelten und dort ungeführt für ihre Rechte als deutsche Erst- und Wutbürger „demonstrieren“.

*Erledigt sich  
der menschen-  
feindliche Spuk  
von allein?*

Und: „In den niedern und zahlreichen Klassen stellen sich uns rohe gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wut zu ihrer tierischen Befriedigung eilen.“ Schrieb Schiller 1793 über die „Ästhetische Erziehung des Menschen“. Da muss die sächsische Landesregierung immer wieder die „berechtigten Sorgen“ der Mitbürgerinnen und Mitbürger betonen, die sie einmal „Volksverräter“ nennen und am nächsten Tag ihr schadenfrohes Votum abgeben für eine Partei, die sie am liebsten „in

eine Löschkalkgrube“ (Zitat AfD-Parlamentarier) werfen würde. Offensiv gehandhabte, ehrliche Politik, die sichtbar klare Grenzen zum Rassismus und kollektiven Egoismus zieht, sieht in der Tat anders aus. Stattdessen sind es wie immer die „Extremisten“ (wer ist und was heißt das eigentlich genau?), welche den Bestand unserer demokratischen Grundordnung und den sächsischen Wirtschaftsstandort gefährden. Wie undifferenziert und armselig.

Der Widerstand dagegen hat es auch schwer. Wieder Schiller: „Auf der andern Seite geben uns die zivilisierten Klassen den noch widrigeren Anblick der Schlawfrheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist.“ Ganz im Sinne kapitalistischer „Marktlogik“ fühlt sich die eine „linke“ Gruppe in der Deutungshoheit überlegen, weil sie ja auch so „radikal“ den Kapitalismus als Wurzel (lat. „radix“) allen menschenfeindlichen Übels sieht. Vielleicht richtig, aber praktisch nutzlos für das Bilden einer wirklich geschlossenen Einheits- (Oh Gott, bekommen wir wieder eine neue SED?) Front. (Ja ja, und am Ende brennen wieder die Autos wie in Hamburg!).

Einfach nicht in der Lage, den Kompromiss zu finden im demokratisch-konstruktiven Meinungsstreit, der die wirkliche Gefahr der Demokratie (und die ist ja nun nach Aussage des traurig dreinblickenden Ministerpräsidenten Kretschmer eindeutig und primär rechts zu verorten) erkennt und visionäre, manche sagen, utopische Zielgrößen hintanstellt. Die anderen, vorsichtig herauschauenden, verängstigten Linksliberalen hoffen. Sie hoffen ganz einfach,

dass sich der menschenfeindliche „Spuk“ irgendwie von selbst erledigt. Man feiert sich beim „Herz statt Hetze“-Ritual und behauptet selbstbewusst „Wir sind mehr“. Dann hat man die anderen niedergefeiert.

Um nicht missverstanden zu werden: Ich war auch dabei, kann mich aber des Eindrucks nicht erwehren, dass man in seinem positiven Kollektivegoismus (ja, das bzw. den gibt es) eine wesentliche Schwierigkeit in unserer verinnerlichten Alltags- und Lebenskultur übersieht. Der Wittenberger Theologe und Schriftsteller Friedrich Schorlemmer wies mich unlängst im Gespräch noch einmal darauf hin. Ihm wurde der Gedanke durch seinen „Lehrer“, den Prager Philosophen und Anhänger der Reformbewegung unter Alexander Dubcek weitergegeben. Sein Name: Milan Machovec.

Er meint, dass wir keinen echten Dialog mehr führen können oder ihn zu selten führen. Wir, damit meint er die Gutmeinenden, die sich fortschrittlich Nennenden, die den Rückfall in autoritätsgeführte und -gläubige Diktaturen, wie sie halb Europa drohen oder schon Wirklichkeit sind, verhindern wollen. Menschlich handeln heißt: zuhören. Schwächen kann ich nur helfen, indem ich sie nicht wie Schwächere behandle. Ich mich in einer individualistischen Gesellschaft sozial empathisch verhalte, der zu verteidigenden Verfassungstheorie und deren Anhängern – und die sind, davon bin ich überzeugt, wirklich „mehr“ – soziale Verhaltenspraxis folgen lasse. Dies muss oberstes Gebot sein und bleiben. Für jeden Einzelnen von uns.

FORSCHUNG

# Alter, Emojis?!

Was Forscher aus unseren Chat-Nachrichten lernen können.

Von Marko Hofmann

Beat Siebenhaar ist Professor für Germanistische Linguistik und interessiert sich für ihre WhatsApp-Nachrichten. Denn aus denen lassen sich viele Aspekte des Sprachwandels herausarbeiten. Zwei Korpusse voller Chat-Nachrichten hat der Professor in den vergangenen Jahren untersucht. Ein Gespräch über Voyeurismus, die Inhalte deutscher Chat-Nachrichten und die Nutzung von Emojis.

**Herr Professor Siebenhaar, nutzen Sie WhatsApp?**

Ja, aber nicht besonders intensiv. Ich bin sicher nicht einer, der wie ein Jugendlicher permanent online ist, das lenkt mich zu stark ab. Zwischendurch habe ich kleinere Chats und Meldungen mit Menschen, die sonst nicht zu erreichen sind. Mehr kommuniziere ich allerdings nicht über WhatsApp.

**Also haben Sie auch kein Lieblings-Emoji?**

Nein. Leider nicht. Die Menschen, deren Chatverläufe wir ausgewertet haben, haben übrigens am liebsten das Herz-Emoji verwendet und die lachenden Gesichter.

**Sie schreiben, WhatsApp und SMS unterscheiden sich sprachlich und pragmatisch. Inwiefern?**

Die SMS wird immer weniger genutzt. Seitdem immer mehr Menschen Flatrates haben, wird auch mehr geschattet. Im Chat haben wir lange Verläufe, die kaum unterbrochen sind. Das zeigt sich auch in der Darstellung auf dem Smartphone. Die SMS hat eine neue Funktion übernommen, zum Beispiel für das Online-Banking. Die „klassische“ SMS beginnt mit einer kleinen Begrüßung, dann kommt die Botschaft, dann die Verabschiedung. Das finden wir bei Chat-Daten kaum.

**In Ihrer Untersuchung haben Sie den Zusammenhang zwischen Alter und Verwendung von Emojis untersucht. Was sind Ihre Ergebnisse?**

Die Vermutung, dass junge Menschen viel mehr Emojis verwenden als die Älteren, hat sich nicht bestätigt. Sie spielen mehr mit den Emojis, das ludische Element ist hier also etwas größer. Ältere benutzen aber auch Smileys. Sie entdecken manchmal neue und häufen sie an. Gleichzeitig gibt es auch junge Menschen, die wenig Emojis verwenden.

**Dieses Ergebnis würde man so nicht erwarten.**

Ja, mich hat das schon überrascht. Der Unterschied zu Älteren ist, dass man sehen kann, dass Jugendliche beginnen, in Gruppen gewisse Verwendungen zu festigen. Einzelne Emojis entwickeln in Gruppen

festen Verwendungen, beispielsweise das Emoji mit der Frau, die die Hand hebt. Das wurde von einigen symbolisch verwendet für „es ist halt so!“. Das ist aber (noch) nicht allgemein üblich, sondern nur in einer der untersuchten Gruppen.

**Welche Erklärungsmuster haben Sie für das Ergebnis bisher?**

Es ist vielleicht so, dass Emojis so weit etabliert sind, dass es nicht mehr ein typisches Element der Jugendlichen ist. Emojis sind spannend, weil wir keinen Standard, keine feste Bedeutung für sie haben und wir sie alle verwenden können, wie wir wollen. Gewisse Nutzungen haben sich etabliert. Emojis werden häufig verwendet, um Kommentare und Hinweise zu geben, was wie zu verstehen ist. Mittlerweile ist es so üblich, dass sich Leute auch schon beschweren, wenn es fehlt.

**Der Tonfall aus der gesprochenen Sprache ...**

Das ist zu einfach. Es ist mehr eine Anweisung, wie eine Nachricht zu verstehen ist. Es ist häufig eindeutiger als ein Tonfall. Also, dass man eine Nachricht vereinheitlicht, dass man eine Rückmeldung gibt zu dem, was man gesagt hat. Es wird interessant zu sehen sein, wie sich die Situation in den nächsten Jahren entwickelt, ob es bald einen „Duden“ für Emojis gibt. Im Moment glaube ich das nicht.

**Für Ihre Untersuchung haben Sie Chatverläufe deutscher Nutzer verwendet. Wie sind Sie an diese gekommen?**

Gemeinsam mit anderen Forschern bin ich in einem relativ großen Projekt in der

Schweiz engagiert, das vom Nationalfonds finanziert wird. Dazu gab es ein paralleles Projekt in Deutschland. Die Daten haben wir 2014 in der Schweiz gesammelt, im Winter 2014/2015 in Deutschland. Wir haben die Menschen aufgerufen, ihre gesamten Chats einzusenden.

Sie mussten dann die Einwilligung geben, dass wir die Daten nutzen dürfen, damit der Datenschutz abgeklärt ist. Für die

**Was passierte mit den Chatverläufen nach der Einsendung?**

Meine Mitarbeiter sind die Daten durchgegangen, haben sie anonymisiert, also alle Namen, Adressen, Bankdaten ausgetauscht. Das alles bei einem Chat-Umfang, der mehreren Bibeln entspricht. Automatisch geht das nicht, weil Namen auch mal falsch geschrieben werden, Spitznamen verwendet werden. Das versteht der Computer noch nicht allein.

**Worüber schreiben die Menschen?**

Ich habe Eltern-Kind-Gespräche gelesen oder einen spannenden Chatverlauf von einem Vater, der von seinen Kindern getrennt lebt und so Kontakt hält, ganz viel Liebeskommunikation. Diese ist überaus spannend, weil es so persönlich ist. Das sind Daten, an die wir sonst nicht kommen. Wir haben verliebte Menschen, die sehr intensiv chatten, 100 bis 200 Nachrichten pro Tag austauschen.

Ich habe eine Kollegin, die zu Liebesbriefen arbeitet. Sie wird sich das noch einmal genauer ansehen. Natürlich gibt es viele Chats, in denen sich Menschen verabreden, Ausflugsplanung, Planungen für das Geburtstagsfest für die Großmutter. Eben ganz viel Alltag. Bei unseren Forschungen zum Sprachgebrauch sind wir sonst auf Zeitungstexte oder Briefe von Schriftstellern, die veröffentlicht sind,

angewiesen. Jetzt haben wir neue Daten zum alltäglichen Sprachgebrauch. Hier sind es viele Leute zwischen 20 und 30, die Daten eingereicht haben, darunter viele Studierende. Diese Einsichten in die schriftliche Alltagssprache

sind besonders, aber sie lassen, weil wir einen Bias auf die jüngeren Sprachteilnehmer\_innen haben, auch nur einen eingeschränkten Blick auf die Gesellschaft zu.

**Haben Sie sich nicht mal gefragt: „Warum hat er sie nicht einfach angerufen?“**

Ja klar, WhatsApp und Chatten ist bequem, weil man auch dann kommunizieren kann, wenn man nicht telefonieren kann. Das ist natürlich praktisch, man hat ja auch schriftlich, was man kommuniziert. Trotzdem telefonieren die Menschen ja auch. Das steht auch in den Chatverläufen: „Es wird zu kompliziert, ruf schnell an.“

**Es hört sich so an, als wenn Sie in den Chatverläufen wie in Romanen lesen konnten ...**

Es hat natürlich etwas Voyeurisches, wenn man an diese Daten rangeht. Deswegen ist es auch so wichtig, dass die Daten sauber anonymisiert sind. Es werden sehr persönliche Dinge mitgeteilt. Als Forscher kann man sich beim Studium der Daten immer wieder neue Fragen überlegen. Man ist irgendwie involviert und bekommt einige Geschichten mit.

**Wie sehen nun die weiteren Schritte in Ihrer Forschungsarbeit aus?**

Jetzt habe ich die ganzen Daten anonymisiert bzw. anonymisieren lassen. Es gibt sechs Schweizer Projekte zu den Daten, die sich mit verschiedenen Aspekten beschäftigen. Mein Projekt bzw. das, das mein Doktorand verfolgt, beschäftigt sich mit Individuen in der WhatsApp-Kommunikation: Wie schreiben sie, wie verwenden sie Emojis, was unterscheidet den einen Chatter vom anderen. Dazu wird es 2019 eine Doktorarbeit geben. Zu den deutschen Daten entstehen kleinere Seminararbeiten, weil es hierfür keine Finanzierung gibt.

**Die Daten haben Sie 2014 beziehungsweise 2015 erhoben. Die Gefahr besteht ja, dass Menschen heutzutage schon wieder anders kommunizieren.**

Wir haben ein Korpus an SMS-Daten. Das sind historische Daten. Bei den WhatsApp-Daten ist das noch nicht ganz der Fall, aber die Zeit spielt natürlich eine Rolle.

Im Moment habe ich leider keine Zeit, um das deutsche Korpus zu erforschen. Ich habe auch andere Aufgaben an der Universität und kann daher nicht selbst forschen. Ich freue mich immer wieder, wenn Studenten an der Uni daran arbeiten. Natürlich stelle ich ihnen die Daten zur Verfügung. Aber Anträge für die Finanzierung eines Projekts schreibt man nicht nebenbei. Ich wäre glücklich, wenn ich jemanden fände, der hierzu länger mit mir zusammenarbeitete.



Professor Beat Siebenhaar und sein Team untersuchen die Kommunikation der Menschen per SMS, WhatsApp, ...

Schweizer Daten haben wir ein Team von sechs Professoren und ihren Doktoranden, die die Daten aufarbeiten. Für das deutsche Korpus habe ich etwas Unterstützung von einigen Kollegen. Und die Universität Leipzig hat geholfen, indem sie Hilfskräfte finanziert hat.

## Die Zähne unserer Vorfahren

Ob die beiden Burschen, die jetzt zum Untersuchungsobjekt der Leipziger Anthropologen wurden, tatsächlich zu den Vorfahren der heutigen Menschen gehören, ist umstritten. Aber irgendwie in den Stammbaum gehören sie – vielleicht als frühe evolutionäre Seitenlinie. Sie lebten vor 3 beziehungsweise 1,5 Millionen Jahren. Und vor allem sind die Forscher von ihren Beißerchen fasziniert.

Denn die Zähne, die ja zum Glück oft mit Knochen- und Schädelfragmenten überdauert haben, verraten eine Menge über das Leben dieser „Neben-Menschen“. Und indirekt natürlich auch über die frühe Nahrungswahl der gleichzeitigen Menschenvorfahren. Denn mit dem Beginn der Menschwerdung änderte sich augenscheinlich auch die Nahrungsauswahl. Und das hatte Folgen – auch für die Zähne.

Seit der Entdeckung der fossilen Überreste von Australopithecus africanus in Taung vor knapp einem Jahrhundert sowie darauffolgender Funde von Paranthropus robustus diskutiert die Wissenschaft darüber, wovon sich diese beiden Homininenarten aus Südafrika ernährt haben.

Ein internationales Forscherteam vom Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig, der Universität Chile und der Universität Oxford in Großbritannien hat nun die Ausrichtung der Zahnwurzeln dieser fossilen Arten genau untersucht und kommt zu dem Ergebnis, dass Paranthropus robustus seine Nahrung auf völlig andere Art und Weise zerkaut haben muss als andere Homininen. Dies erklärt wahrscheinlich eine Reihe von schädelanatomischen Merkmalen, die nur Paranthropus robustus aufwies.

Ausgehend von der Ausrichtung der Zahnwurzeln im Kiefer hat nun ein Forscherteam aus Leipzig, Santiago de Chile und Oxford mit Hilfe hochauflösender computertomographischer Verfahren und der Gestaltanalyse die Hauptrichtung der Kräfte bestimmt, die während des Kauvorgangs wirken. Anhand von virtuellen Rekonstruktionen von fast 30 oberen Backenzähnen von Homininen aus Süd- und Ostafrika stellte das Forscherteam fest, dass die Zahnwurzeln von Australopithecus africanus sehr viel stärker gespreizt waren als die von Paranthropus robustus und die des ostafrikanischen Paranthropus boisei.

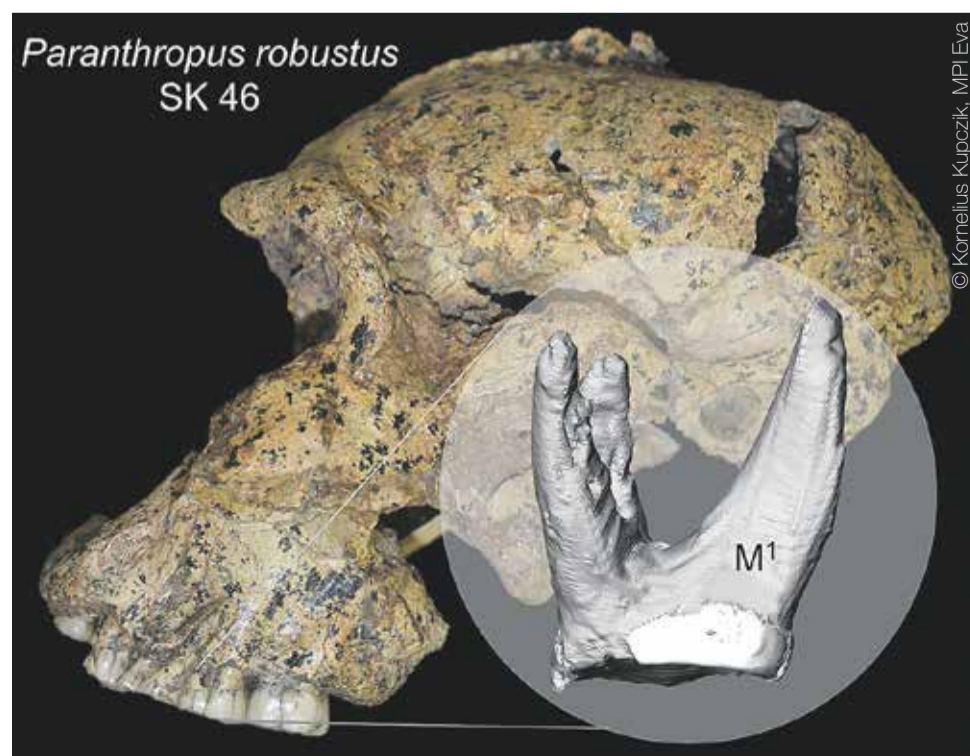
„Das ist ein Zeichen für ein stärkeres Wirken seitwärts gerichteter Kaukräfte bei Australopithecus africanus, während bei den beiden Paranthropus-Arten eher vertikale Kräfte zum Tragen kommen“, erläutert Cornelius Kupczik vom Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie. Im Unterschied zu den anderen in der Studie untersuchten Arten weisen die Zahnwurzeln von Paranthropus robustus eine ungewöhnliche Ausrichtung auf, eine Art „Verdrehung“, was auf eine leichte Rotations- sowie Vor- und Rückwärtsbewegung des Kiefers während des Kauens schließen lässt.

Die aktuelle Studie zeigt, dass die Analyse der Ausrichtung der Zahnwurzeln im Kiefer viel dazu beitragen kann, die Ernährungsökologie unserer Vorfahren und ausgestorbenen Verwandten besser zu verstehen.

„Vielleicht haben Paläoanthropologen die fossilen Funde nicht immer unter den richtigen Gesichtspunkten betrachtet“, folgert Gabriele Macho von der Universität Oxford. „Wir sollten uns nicht nur darauf konzentrieren, was unsere ausgestorbenen Verwandten aßen, sondern auch darauf, wie sie ihre Nahrung kauten.“ Die Variabilität in der Ausprägung der Wurzeln der Backenzähne bei den Homininen verraten uns wahrscheinlich mehr als bislang vermutet. „Für mich als Anatom und Zahnärztin ist

es sehr wichtig zu verstehen, wie die Kiefer unserer Vorfahren arbeiteten, da wir diese Erkenntnisse schlussendlich auf das Gebiss des heutigen Menschen übertragen können.

Das hilft uns, Pathologien wie z. B. Zahnfehlstellungen besser zu verstehen“, fügt Viviana Toro-Ibacache von der Universität Chile und Co-Autorin der Studie hinzu. (red)



Paranthropus robustus aus Südafrika und Rekonstruktion eines oberen Backenzahns.



KOLUMNE

## CULTURE-TOPIA

## Das ökologische Ethos ist unsere Zukunft

Von Konstanze Caysa

Unser Zeitalter scheint vom Zeitalter der ideologischen Weltbürgerkriege in das der zivilisatorischen Kulturkämpfe in religiöser Gestalt überzugehen. Diesen Übergang charakterisiert, dass wir mit ökonomistischen Ausflüchten nicht nur unsere soziale, sondern auch unsere ökologische Sündhaftigkeit rechtfertigen. Die sich über den gesamten Erdball ausbreitende westeuropäisch-nordamerikanische Moderne verändert die Welt in einer dämonischen Art und Weise, sodass die Weltveränderung zum Problem geworden ist. Das zeigt sich v.a. darin, dass die Art und Weise unserer bisherigen Naturveränderung zum globalen existentiellen Problem geworden ist.

Es geht um die Vermittlung einer existenziellen Haltung, die garantiert, dass durch die

Existenzform der Einzelnen die Welt nicht weiterhin so verändert wird, dass wir uns dabei umbringen. Dabei stellt sich die Frage, wie wir konkret mit solch einem neuen ökologischen Ethos ernst machen können.

In den letzten dreihundert Jahren hat sich der „letzte Mensch“ zum Herrn der Erde gemacht. Er verriet die Erde, er frevelte an der Erde, um selbst glücklich zu werden. Aber wie einst „der Frevel an Gott der größte Frevel“ war, so ist jetzt der Frevel an der Erde der größte Frevel, denn es ist der Frevel an den Grundlagen unserer Existenz, es ist der Verrat an den Bedingungen der Möglichkeit unserer Existenz. „Wir“ sind nicht der Erde treu, wie es Nietzsche für eine zukünftige und nachhaltige Ethik des „Übermenschen“ fordert, wir sind nur

noch unserem Machbarkeitswahn, unserem Vernutzungswahn, unserem Naturbeherrschungswahn treu.

Der Sinn der Erde geht uns nichts an, denn er erschöpft sich für uns im Herr-Sein über die Erde, in der rücksichtslosen Ausbeutung der Erde. Aufgrund unserer bisherigen rationalen Herrschaft über die Natur sind wir zwar Herren der Erde geworden, aber derart, dass wir nun von der Art und Weise dieser Herrschaft selbst geknechtet und bedroht werden. Die Schäden, die wir der Natur global zugefügt haben, schädigen nun uns selbst global. Das Ereignis, dass wir total auf die Natur einwirken können, verführt uns dazu, dass wir die Totalität der Natur, ihr wesentliches Eigensein vernachlässigen.

Natur als wesentlich menschenvermittelte Natur ist Kultur. Die Kultur ist die Natur des Menschen. Wenn wir also die uns vermeintlich äußere Natur verschwenden und zerstörerisch auf sie einwirken, arbeiten wir damit gleichzeitig aktiv an unsrem eigenen Verfall. Obwohl das jeder schon irgendwie weiß, kann sich doch keiner den Ernstfall, die Apokalypse – den Tod des Lebendigen in Form seines tatsächlichen Eintretens – vorstellen. Alles ist solange gut, wie es halt irgendwie geht und jeder denkt im Verborgenen und insgeheim: Mich wird es sicher nicht treffen. Damit wird die Verantwortung auf ein eher unbestimmtes Äußeres

verschoben. Das ist aber niemand konkret und deshalb übernimmt sie auch keiner, die Verantwortung. Die Besitzverhältnisse bleiben diesbezüglich ungeklärt. Das ist die eigentliche Gefahr.

*Sich selbst besser zuhören!*

Der „letzte Mensch“ steht schon in der nietzscheanischen Begrifflichkeit für den Typus des Untergangs, weil er kunstvergessen und damit kulturlos geworden ist. Seine Werte lassen sich bis auf den letzten Cent berechnen. Für ihn gibt es eine konkrete Antwort auf die Frage nach dem Sinn seines Lebens. Er zückt den Taschenrechner und errechnet sich den Wert, den er nötig hat, um glücklich zu sein. Im eigentlichen Sinne aber ist er fraglos geworden. Er hat das echte Fragen selbst längst verlernt. Er weiß nicht mehr, wonach er überhaupt fragen sollte!

Eine neue Aufklärung hätte auch ein neues Fragen zum Gegenstand. Das neue Fragen verhinderte wohl einzig, dass es zur irreversiblen Stille des Menschen kommt.

Ziel dieses neuen Fragens, das einer neuen Aufklärung folgte, wäre ein kritisches Bewusstsein jedes Einzelnen darüber, dass es an ihm selbst als Individuum liegt, sein Leben so zu gestalten, dass es zunächst für ihn und darüber hinaus für alle ein bejahenswertes Leben ist. Das existenzielle Selbstdenken jedes Einzelnen ist die Voraussetzung dafür, uns aus einer Gefahr, in die wir bereits geraten sind, zu retten und damit die Voraussetzung gleichzeitig für die Natur überhaupt, für das Leben auf der Erde Verantwortung zu übernehmen.

Das kann und wird nur geschehen über das Bewusstsein darüber, dass der Mensch zuallererst ein Kulturwesen ist. Übernehmen wir also für den Grundwert unseres Menschseins wieder aktiv Verantwortung: Arbeiten wir an unserer Kultur – und das heißt zunächst an der je eigenen – und machen so ernst mit einem neuen existenziell-verfassten ökologischen Ethos.

Als kulturschaffendes Wesen trägt der Mensch das Regelwerk einer neuen ethisch-vernünftigeren, auf Nachhaltigkeit und Selbststeigerung orientierten Ökologie bereits in sich. Lernen wir also wieder besser, uns selbst zuzuhören!

EINE LITERARISCHE KOLUMNE

## Überm Schreibtisch links

28. Sicher unsicher.

Von Jens-Uwe Jopp

Was haben ein Lübecker Mediziner und das herbstliche Sachsen gemein miteinander? Wohl lediglich den Forschungs- bzw. Betrachtungsgegenstand. Unsicherheit. Der promovierte Internist und Endokrinologe Achim Peters (Jahrgang 1957) widmet sich in seiner neuesten Buchpublikation „Unsicherheit. Das Gefühl unserer Zeit und was uns gegen Stress und gezielte Verunsicherung hilft“ einem kulturellen Hauptphänomen unserer Zeit. Auf 432 Seiten nähert er sich wissenschaftlich-mathematisch-logisch einem Gesellschaftszustand, der gleichzeitig ein ontogenetisches Problem darstellt: Welche Veränderungen in den sozialen und ökonomischen Bedingungen und Zuständen der Gesellschaft führen zu welchen spezifischen Kompensationsmechanismen der Mitglieder, der Menschen, die gezwungen sind, mit den veränderten Lebensverhältnissen und psychosozialen Anforderungen zurechtzukommen? Ist es automatisch schlecht, wenn mich Unsicherheit befällt, was ist das und vor allem: Was „macht“ sie mit mir?

Wir werden Peters vermutlich sofort zustimmen, wenn er einleitend betont, dass es die Gefühle sind, so alt wie die Menschheit, in

alle Sprachen übersetzbar, die reflektierte Menschen besonders intensiv wahrnehmen. Ja, wenn wir ehrlich sind, brauchen wir für ein sinnerfülltes und reiches Leben die Fähigkeit, leidenschaftlich zu lieben, sich zu freuen, stolz auf etwas zu sein, anerkannt zu werden. Im Funktionsdreieck der menschlichen bio-psycho-sozialen Einheit sind es oftmals die Reaktionen in unserer Seele, die Zustände bewerten, Trauer überwinden, Narben entstehen lassen, Erinnerungen bewahren. Ein kluger, weiser Professor riet uns jungen Studenten einmal, die Fähigkeit zu entwickeln, zum Schutz der empfindlichen Seele ein inneres „Fotoalbum“ einzurichten und zu pflegen. Dies sei eine Frage der individuellen Bildung und Selbstkulturalität. Und nicht nur der Kultivierung und „Ich-Pflege“ im Sinne eines „Self-Marketings“.

Ereignisse, Begegnungen, Erlebnisse, die mit Liebe, Hass, Trauer, Verzweiflung verbunden sind, gibt es seit es Menschen gibt, in allen Sprachen und in allen Teilen der Erde. Aber so wie die Pandemien des Mittelalters – man denke nur an das grauenhafte „Pestjahr“ 1348 – die Menschen in Europa 30 Prozent ihrer Bevölkerung kosteten, gibt es auch in

der heutigen Zeit unsichtbare „Viren“ und „Bakterien“, die bedrohlich empfunden werden, auch wenn die Medizin den phänomenologischen Bedrohungen nicht wie im Mittelalter hilflos ausgesetzt ist.

Peters nennt als aktuelles Beispiel auf seinen ersten Seiten ein Wort, was jeder von uns mindestens einmal am Tag gebraucht: Stress. Es wirkt wie ein gedankliches „warming up“ und es verwundert etwas, dass sich Peters zuallererst diesem – ja, man möchte beinahe sagen „Feuilleton-Begriff“ zuwendet. Aber es zeigt die Methode des Hirnforschers und Mathematikers deutlich auf. Ambivalenz und Dialektik bestimmen die Betrachtungsweise des anerkannten Mediziners. Positiven Stress – tolerierbaren und toxischen Stress haben sicher viele im Anfangsstadium und in positiv erhellenden Phasen schon erlebt; Peters wirbt in seinem durchdachten und sicher anfechtbaren Werk und seinen Thesen für die sinnvolle Synthese aus wissenschaftlicher Betrachtung und alltagspraktischer Reflexion.

Und so weist er nach, dass es Stress natürlich schon immer gegeben hat, Ursachen und Wirkungen aber erst in jüngster

Vergangenheit erforscht und für unser Verhaltenswissen nutzbar gemacht werden konnten. Heute ist es eben nicht der Säbelzahntiger der womöglich hinter dem Baum lauert, sondern die Kündigung der Arbeitsstelle (heute ist der Baum nicht mehr da, werden die Vorwitzigen sagen). Stress entsteht durch oder bei Verunsicherung, fühlen wir uns nicht sicher, geborgen, ge- oder geschützt, empfinden wir unangenehmen Stress, befallen uns „bad vibrations“.

Peters teilt sein umfangreiches Werk in drei große Bestandteile, wenn er sich der „Unsicherheit“ nähert. Gehirn – Mensch – Gesellschaft, so lauten seine Strukturelemente bei der psychosozialen Analyse. Interessanterweise sei es der letzte Bereich, auf den hier kurz näher eingegangen werden soll. Der Mensch ist als gesellschaftliches Wesen anerkannt, und ich als Mensch besitze komplexe Zielerwartungen, die eben selten eindimensional sind.

Hohe Ansprüche an Beruf, Alltag, Familie und überhaupt an das Erlebnis Leben haben wir alle. Vieles läuft dabei unterbewusst ab. Nebenbei gesagt ist das auch gut so, wir würden schon keinen Führerschein mehr besitzen, wenn wir unsere Erwartungen und die Informationsflut im Straßenverkehr erst reflektieren müssten, um dann zu reagieren. Vieles käme zu spät.

Unsere komplexen, vielschichtigen Erwartungen haben zunächst einen existenziellen, grundlegenden und kollektiven Charakter. Wir wollen nicht hungern, frieren oder Durst haben. Wir alle wissen, dass wir uns aussuchen können, was wir an Getränken kaufen, zur Not erfindet die Industrie noch einige spezielle Durstgefühle neu für uns (kleiner Scherz, oder?). Nur leben wir seit einiger Zeit in einer Gesellschaft, in der man sich auch durch ein Anspruchsniveau und ein Chancenpotenzial vom Nebenmann oder -frau, vom Kollegen oder der Kollegin, vom Mitschüler oder Mitschülerin unterscheidet. Unterscheiden soll.



Autor Achim Peters untersucht das aktuelle Unsicherheits-Gefühl der Menschen.

Einerseits würde jeder sagen, ist jeder Mensch verschieden, unterscheidet sich „jeder Stern vom anderen durch seinen Glanz“ (1. Kor. 15, 41), auf der anderen Seite brauche ich aber die Gemeinschaft, um zu existieren, mich mit ihr zu verbinden, Hilfe zu erhalten und annehmen zu können, falls ich in Not geraten bin. So geraten die Erwartungskomplexe in einen verwirrend-chaotischen Zustand, der nach Ordnung, nach einer Richtschnur des „guten“, zufrieden machenden Handelns verlangt. Klingt alles recht einfach, es macht Spaß sich mit Achim Peters auf die Reise zur Natur des Menschen, seinem Ego und den gesellschaftlichen Umgebungsvariablen unserer Zeit zu begeben. Gesamtdeutsch außerdem, druckfrisch, mit eiskalt-klaarem Nordwindverstand dargelegt.

Achim Peters, *Unsicherheit. Das Gefühl unserer Zeit und was uns gegen Stress und gezielte Verunsicherung hilft*. Verlag C. Bertelsmann, 2018. 432 S.

ANZEIGE



# LEIPZIGER<sup>®</sup> KINDERSTIFTUNG

Die Leipziger Kinderstiftung engagiert sich für bedürftige Kinder und deren Familien. Wir unterstützen konkret, unbürokratisch und fördern so in den Bereichen der direkten Einzelhilfe, Bildung und Kultur sowie Sport und Gesundheit verschiedene Projekte.

Wenn Sie mehr erfahren möchten, kontaktieren Sie uns gern.

Leipziger Kinderstiftung  
Windscheidstraße 2  
04277 Leipzig  
Tel: 0341 303 28 37  
Mail: info@leipziger-kinderstiftung.de  
www.leipziger-kinderstiftung.de

ZUKUNFT STIFTEN